



LESEPROBE AUS:

Michael Krüger, Quint Buchholz
Die Tiere kommen zurück

48 Seiten
ISBN: 978-3-8363-0073-5

© Sanssouci Verlag, München 2008

sanssouci

Manche Autofahrer stiegen aus, um das Tier auf die rechte Fahrbahn zu bugsieren, zuckten aber zurück, wenn die Kuh ihren schweren Kopf mit ausholendem Schwung in ihre Richtung bewegte. Hatten sie Angst um den Lack ihrer Autos, die neben der pompösen Kuh lächerlich klein wirkten, wie Spielzeuge?

Wie um die Rechtmäßigkeit ihrer Anwesenheit auf genau dieser linken Straßenseite zu unterstreichen, hob die Kuh nun den Schwanz und ließ einen pladdernden Haufen auf das Pflaster klatschen. Selbst der sonst so grämliche Herr Pipo musste lachen, weil diese für die Kuh selbstverständliche Handlung in unserer Straße etwas zutiefst Verletzendes, zugleich aber auch aufreizend Komisches hatte. Und als hätte die Kuh nicht für genug Verwirrung gesorgt, knickte das mächtige, nun bereits von einer vielköpfigen Menge bestaunte Tier mit den Vorderbeinen ein und ließ sich schließlich in voller Länge auf der Fahrbahn nieder.

Was für ein Bild: die Kuh in der Schillerstraße, Menschen, die aus allen Fenstern hängen und dies lauthals kommentieren, Kinder, die lachen, und andere, die der Kuh mit den pelzigen Ohren und den melancholischen Augen Grünzeug bringen, Alte mit bedenklicher Miene, die »Das ist der Anfang vom Ende« zu sagen scheinen, und ein Polizist, der den skandalösen Sachverhalt wieder und wieder in sein Funkgerät sprechen muss, weil man ihn in der Zentrale offenbar für geisteskrank hält.

Doch, eine Kuh!, rief er, rot angelaufen, in der feixenden Menge, in der Schillerstraße, bitte kommen!

Aber es kam kein Streifenwagen. Dafür hüpfte ein eleganter Springbock durch die Menge, als wollte er zeigen, zu welchen extravaganten Bewegungen ein Lebewesen fähig sein kann. Und schon war er, wie eine Erscheinung, wieder verschwunden.

Mich hielt es nun auch nicht länger in Pipos Friseurgeschäft. Besonders die rhetorisch unergiebigkeit des Italieners, seine rituellen Beschwörungen des nahenden Untergangs grenzten an Narretei. Was war denn geschehen? Ein paar Heidschnucken hatten sich in unser Viertel verlaufen, eine Kuh, der Abgase und des Verkehrs überdrüssig, hatte sich auf die Fahrbahn gelegt, und ein afrikanischer Springbock war in drei Sätzen durch die Menge geflogen, von Untergang konnte keine Rede sein, eher von einer Belebung.

Wir haben doch auch das Problem der Füchse und Waschbären gelöst, sagte ich, schon unter der Tür, erinnern Sie sich?

Das hätte ich nicht sagen sollen, denn nun brach die ganze Angst aus Herrn Pupos geknechteter Seele. Tatsächlich hatte er kürzlich, als Waschbären nachts die Mülltonnen geplündert hatten und Füchse durch die Straßen geschnürt waren, davor gewarnt, die Stadt kampflös aufzugeben und den wilden Tieren zu überlassen. Infektionsbomben hatte er die putzigen Waschbären genannt, auf leisen Sohlen die Städte infizierende

Bomben. Rinderseuche, Vogelgrippe, Fuchsfieber – und dann noch die Waschbärenseuche. Und während er einem mit flinken Fingern die Haare schnitt, musste man sich unwillkürlich kratzen, weil seine düster-prophetischen Warnungen unmittelbar Wirkung zeigten. Am Ende, als er mir die Haare mit einem gemeinen Duftstoff einstäubte, rief er dann noch drohend: Salmonellen, Pilze, Ekzeme! – Was wollen Sie denn noch alles verkraften?

Der Geruch auf der Straße war noch einmal stärker geworden. Mag sein, dass dies den Kuhfladen zuzuschreiben war, die unschuldig in der Sonne lagen und die Fliegen einluden, sich niederzulassen.

Ich ging hinüber zur Kuh, die einen ihr von einer mitleidigen Seele geschenkten Salatkopf verzehrte. Wann muss sie gemolken werden, schoss es mir durch den Kopf, und wer von den Herrschaften, die hier versammelt waren und ihr lückenhaftes Unwissen austauschten, wäre dazu in der Lage? Ich werde es wohl selbst tun müssen.

Aber da die Kuh keine Anstalten machte, sich von ihrem harten Lager zu erheben, war wohl keine Eile geboten. Sie wird uns schon zu verstehen geben, wann die Zeit reif ist, dachte ich, so viel Gegenseitigkeit muss sein.

Wie schön sie aussieht, sagte ich zu den Kindern, die den weichen Höcker auf der Oberstirn streichelten, schaut nur das nasse Maul (in das ich zum Entsetzen der Umstehenden meine



Finger schob) mit der harten Zunge, die mit tausend Härchen zugewachsenen Ohren und die träumerischen Augen! Sie ist sicher vom Schlachthof geflüchtet!

Als hätte ich das Rätsel der Anwesenheit der Kuh in der Schillerstraße gelöst, fragte mich der Polizist, sein krachendes Sprechfunkgerät eingeschaltet am Ohr, woher ich wisse, dass die Kuh vom Schlachthof stamme und ob ich sie gewissermaßen kenne? Oder sind das reine Spekulationen?, fügte er drohend hinzu.

Die Angelegenheit drohte, wie man zu sagen pflegt, aus dem Ruder zu laufen, denn die Geduld der Autofahrer schien an ein Ende zu kommen. Von Süden, vom Goetheplatz her, wurde das Hupen der eingeklemmten Autos immer aggressiver, und aus der unmittelbar um die Kuh herum aufgestellten Menge, die das Tier (bis auf die Kinder!) feindselig musterte, wurden die ersten von mir befürchteten Vorschläge laut: Fahrt sie doch tot! Warum schlachtet ihr nicht das faule Vieh!

Um dem Wahnsinn ein Ende zu machen, erbot ich mich, die Kuh mit meinen kuherfahrenen serbischen Freunden in den nahen Goethepark zu bringen, einen in der Mitte der Stadt gelegenen Grünstreifen, wo dem Tier nicht nur die herrlichen Rabatten mit Stiefmütterchen und Tulpen zur Verfügung stehen würden, sondern auch das Wasser eines nur im Winter versiegenden Springbrunnens. Und als endlich ein Eimer Wasser gebracht und in der Nähe der Kuh aufgestellt wurde, erhob

sich das gutmütige Tier, von meinen aufmunternden Rufen animiert, trank den Eimer leer und folgte uns schwankend und sein mächtiges Euter schwingend durch die erleichtert Beifall klatschende Menge. Da wir auf dem Bürgersteig gingen – ich, die Kuh, meine serbischen Freunde, die den Schwanz der Kuh wie ein Steuer in der Hand hielten –, kam auch bald wieder Bewegung in den Verkehr, und alles wäre mehr oder weniger gut ausgegangen, wenn nicht das ungütige Schicksal noch einige Überraschungen für uns vorbereitet hätte.

5

Es begann damit, dass uns an der Ecke Hölderlinstraße einige hysterische Damen entgegenstürzten und die Angestellten von »Feinkost Joss« gegenüber allesamt von außen durch die Scheiben in das Innere ihres offenbar aufgegebenen Fressparadieses schauten, dessen Eingang sie mit den üblicherweise auf dem Bürgersteig platzierten Sonderangebotskästen verrammelt hatten. Als ich mit der Kuh die Straße überquerte, um nachzusehen, was bei »Joss« los war (»Kauf bei Joss, lass' dich beneiden, ansonsten musst du Hunger leiden!«), kamen

mir zwei uralte, fast steinern wirkende Schildkröten entgegenschlurft.

Ich muss hier erwähnen, dass ich Schildkröten liebe. Schon als Kind habe ich – statt Schularbeiten zu machen – ganze Nachmittage lang meine Schildkröte beobachtet, wie sie einmal durchs Zimmer kroch, dann versuchte, die Wand hochzuklettern, einsichtig geworden aufgeben musste und sich wieder auf den Rückweg machte, dorthin, wo ein altes Salatblatt auf sie wartete. Diese unvergesslichen Augen, diese aufreizende Langsamkeit, aber dieses blitzschnelle Einziehen des Kopfes bei Gefahr. Wie oft hatte ich mir als Schüler gewünscht, den Panzer einer Schildkröte zu besitzen!

Und jetzt kamen zwei Exemplare dieser hornalten Spezies »seelenruhig« über den Zebrastreifen gehumpelt, ein erbarmungswürdiger Anblick, denn diese Krallen waren Tuffe und Basalt gewöhnt. Da unsere Kuh ohnehin den Verkehr anhielt, ließen wir die Urwelttiere passieren – Gott weiß, wohin sie unterwegs waren.

Wie rührend die alten Herrschaften übrigens von hinten aussahen. Auch in meiner Generation gilt es ja mittlerweile als erstrebenswert, mehr als hundert Jahre alt zu werden – aber welche Opfer müssen dafür gebracht werden? Die Schildkröte dagegen wird ohne jede Einschränkung uralte, ohne Fitness und Verzicht, und trotzdem sieht sie würdevoll und erhaben aus,

wenn sie in fremden Ländern im Sommer eine Straße überquert.

Bei »Feinkost Joss« war die Lage etwas komplizierter. Ein Angestellter hatte offenbar einen ganz normalen Bären, den es nach Honig verlangte, nicht bedienen wollen, woraufhin der Bär, ein drolliges Wuscheltier mit schwarzen Knopfaugen, sich selbst zu helfen begann, und da er des Aufschaubens von Gläsern unkundig war, hatte er mit einem Tatzenschlag die kunstvoll aufgebaute Honigpyramide (Sonderangebot!) zerstört und sich dann, weil er warten musste, bis der Honig ausgelaufen war, den Pralinen zugewandt, die er sich hundertgrammweise (6 Euro) ins Maul schob. Die Angestellten von Herrn Joss, die ja in ihrem Berufsleben schon einige Lektionen in Gier und Fresssucht gelernt hatten, waren fassungslos. Fassungslos starrten sie mit angelegten Händen, um auch alles mitzukriegen, durch die Fensterscheibe, wo der Bär in der heute frisch produzierten Nougatware saß und sich von den Likörpralinen bediente. Manchmal warf er ein Stück Schokoladentorte gegen die Scheibe, sodass wie in einem mittelmäßigen Ballett die Angestellten zurückwichen, aber sonst schien er ganz manierlich seinen Bärenhunger zu stillen.

Lust auf mehr?

Weitere Informationen zu diesem Titel,
eine bequeme Bestell-Möglichkeit
und viele wunderbare Geschenk-Ideen
finden Sie unter www.sanssouci-verlag.de

